

Kein Staat gedeiht ohne die Freiheit des Individuums

Leidenschaftlich kämpfte John Stuart Mill für die Meinungsfreiheit und gegen sämtliche Denkverbote, polemisierte gegen Konformismus und soziale Tyrannei. Zum 150. Todestag des britischen Philosophen und Politikers. VON ULRIKE ACKERMANN



John Stuart Mill (1806–1873) versetzte seine Zeitgenossen mit seinen Freiheitsgedanken in Aufregung (hier um 1860).

HULTON ARCHIVE / GETTY

«Über sich selbst, seinen Körper und Geist ist der Einzelne Souverän», schrieb 1859 John Stuart Mill, der grosse Freiheitsphilosoph, Nationalökonom, erste Feminist und Erfinder des Gender-Begriffs obendrein. Doch er wäre vermutlich entrüstet, wenn dieses Freiheitsprinzip zur Rechtfertigung des geplanten neu gefassten Selbstbestimmungsrechts für Transsexuelle herhalten müsste, das die Festlegung und Änderung des eigenen Geschlechts unabhängig von der biologischen Grundlage bereits Heranwachsenden einräumt.

John Stuart Mill wäre fassungslos darüber, dass Begriffe aus der obskuren Ideologie vom «fluiden Geschlecht» es bis in die «Tagesschau» schafften und von «gebärenden Personen» die Rede ist anstatt von Frauen und Müttern. Ebenso hätten ihn wohl viele Übertreibungen in der #MeToo-Kampagne irritiert. Wie auch der Umstand, dass die soziale Tyrannei heute nicht von der Mehrheit wie zu seinen Lebzeiten, sondern von lautstarken Minderheiten ausgeht, die selbstbewusst etwa als Queer-Community gegen die «strukturelle Herrschaft der Heteronormativität» kämpfen. Er wäre sehr verwundert darüber, dass heutige Postfeministinnen nach 150 Jahren erfolgreicher Kämpfe für die Gleichberechtigung der Frauen die «toxische Männlichkeit» im Visier haben und sich immer noch als Opfer des Patriarchats zuzüglich des Kapitalismus und Kolonialismus sehen und im alten weissen Mann den Hauptfeind ausmachen. Intersektionalität heisst dies heute akademisch verbrämt.

Mill würde ärgerlich die Stirn runzeln angesichts des Furors einer Identitätspolitik, die ständig moralisiert und dabei erfolgreich die Grenzen des Sagbaren

enger zieht sowie in der Debatte mehr auf verletzte Gefühle und die Zugehörigkeit zu einer sexuellen, ethnischen oder religiösen Gruppe pocht anstatt auf Argumente. Befremdlich erschienen Mill auch die Inflation von Triggerwarnungen und Safe Spaces, die vor potenziell verstörenden Inhalten aus Gegenwart und Vergangenheit schützen sollen in Büchern, Filmen, Museen, Schulen und Hochschulen, anstatt der freien Debatte ihren Lauf zu lassen.

«Über die Freiheit»

Ein Graus wären ihm von «Unwörtern» gereinigte Bücher, die Abhängung von Gemälden oder der Sturz von Statuen zugunsten eines politisch korrekten Regimes. Empört wäre der grosse Kritiker des Paternalismus mit Sicherheit auch über eine staatliche, vorgeblich progressive Gesellschaftspolitik, die sich anmasst, neue Normen und Sprachregelungen für das gute und richtige Leben gegenüber der Bevölkerung durchzusetzen. Angesichts all dieser für eine hochentwickelte liberale Gesellschaft seltsamen Umtriebe liest sich John Stuart Mills Schrift «Über die Freiheit» wie eine erfrischende, mutige Gegenrede.

Wer war dieser unkonventionelle, 1806 in London geborene Geist, viktorianische Aufwiegler und Unruhestifter, der dem eingangs zitierten Motto in seinem öffentlichen, politischen, intellektuellen und privaten Leben bis zu seinem Tod 1873 treu blieb und dessen hochmoderne Einlassungen zur Freiheit die Gemüter der Zeitgenossen erhitzten?

Neben seinem umfangreichen Werk zur Logik, zur politischen Ökonomie,

zum Utilitarismus und zur Frauenemanzipation ist Mill mit seinem 1859 erschienenen Essay «On Liberty» ein Meisterwerk gelungen. Darin entfaltet er zusammen mit seiner Co-Autorin Harriet Taylor Grundprinzipien der Freiheit und rückt die Bedeutung der individuellen Freiheit und Selbstbestimmung – neben derjenigen der politischen und wirtschaftlichen – ins Zentrum. Sein Freund Alexis de Tocqueville war der Erste, der ein Exemplar des druckfrischen Buchs erhalten hatte. Die Freiheitsschrift war ein Meilenstein in der Ideengeschichte des Liberalismus und hat bis heute nichts an Aktualität eingebüsst: Sie trifft ins Herz der Dilemmata der Moderne.

Gegen sämtliche Denkverbote

Als öffentlicher streitbarer Intellektueller initiierte Mill politische Debatten keineswegs nur in seiner Heimat, sondern mischte sich auch auf dem europäischen Kontinent, insbesondere in Frankreich, ein. Seine Schriften zur repräsentativen Demokratie haben die moderne Demokratietheorie massgeblich geprägt. Leidenschaftlich kämpfte er für die Meinungsfreiheit und gegen sämtliche Denkverbote, polemisierte gegen Konformismus, soziale Tyrannei und die Macht der Gewohnheit. Und obendrein focht er als erster Parlamentsabgeordneter in Europa für die Gleichberechtigung der Geschlechter und das Frauenwahlrecht. Denn die soziale Stellung der Frauen dient «als das sicherste und untrüglichste Merkmal für den Grad der Zivilisation eines Volkes oder Zeitalters».

In Zentralismus, Bürokratie und staatlicher Bevormundung sah er die grössten Gefahren für die Freiheit und darin Hemmnisse für den Wohlstand und den gesellschaftlichen Fortschritt. Mill blickte auf Individuum, Gesellschaft und Staat aus moralphilosophischer, politischer, demokratietheoretischer, soziologischer und ökonomischer Perspektive gleichermassen. Er stritt gegen absolute Wahrheiten und war stattdessen der Kultur geistiger Freiheit verpflichtet. Und er betonte unermüdlich die Einsicht in die Fehlbarkeit und Unvollständigkeit aller Einzelmeinungen: Erkenntnis durch Infragestellung und Ausfechten von Argumenten.

In «Über die Freiheit» formulierte Mill in der Einleitung das Hauptprinzip, welches das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum in Bezug auf Zwang und Bevormundung regeln soll, gleichgültig, ob die dabei gebrauchten Mittel physische Gewalt in Form von gerichtlichen Strafen oder moralischer Zwang durch öffentliche Meinung seien: «Das Prinzip lautet: dass der einzige Grund, aus dem die Menschheit, einzeln oder vereint, sich in die Handlungsfreiheit eines ihrer Mitglieder einzumengen befugt ist, der ist: sich selbst zu schützen. Dass der einzige Zweck, um dessentwillen man Zwang gegen den Willen eines Mitglieds einer zivilisierten Gemeinschaft rechtmässig ausüben darf, der ist: die Schädigung anderer zu verhüten.»

Das eigentliche Gebiet der menschlichen Freiheit umfasst «das innere Feld des Bewusstseins und fordert hier Gewissensfreiheit im weitesten Sinne, ferner Freiheit des Denkens und des Fühlens, unbedingte Unabhängigkeit der

Meinung und der Gesinnung bei allen Fragen, seien sie praktischer oder philosophischer, wissenschaftlicher, moralischer oder theologischer Natur...» Dieses Prinzip verlangt «Freiheit des Geschmacks und der Studien, Freiheit, einen Lebensplan, der unseren eigenen Charakteranlagen entspricht, zu entwerfen... Aus dieser Freiheit jedes Einzelnen folgt – in denselben Grenzen – diejenige, sich zusammenzuschliessen, die Erlaubnis, sich zu jedem Zweck zu vereinigen, der andere nicht schädigt.»

Moralische Neutralität

Weder der Staat noch die Gesellschaft haben nach diesem Prinzip das Recht, sich in die privaten Angelegenheiten und Handlungen der Individuen, die nur sie selbst etwas angehen, einzumischen oder sie gar mit Sanktionen zu belegen. Von staatlicher oder gesellschaftlicher Seite sind Sanktionen nur zulässig, wenn diese Handlungen andere schädigen. Damit widerspricht Mill ganz vehement einem Paternalismus, der mithilfe rechtlicher und moralischer Reglementierungen die Individuen zum Zwecke ihres Wohlergehens fürsorglich lenken und umhegen will. Denn die «freie Entwicklung der Persönlichkeit ist eine der Hauptbedingungen der Wohlfahrt».

Mills Vater James, selbst ein hochgebildeter Philosoph des Utilitarismus und Ökonom, unterrichtete seinen Sohn, das älteste von neun Kindern, ab seinem dritten Lebensjahr in Griechisch und Latein. Der hochbegabte Junge sprach bald fließend Französisch und Deutsch. Mit sieben Jahren las er die ersten Dialoge von Platon



Harriet Taylor Mill (1807–1858) gehörte zu den frühesten Kämpferinnen für Frauenrechte. (Bildnis eines unbekanntes Künstlers) PD

und begann unter der Aufsicht seines Vaters mit dem Studium der Arithmetik. Mit dreizehn Jahren durchlief er einen kompletten Kurs der politischen Ökonomie. Ein Jahr später reiste er zu Freunden der Familie nach Montpellier und studierte dort Chemie, Zoologie, Mathematik, Logik und Metaphysik. Es war für ihn die erste Gelegenheit, mit Gleichaltrigen in Kontakt zu treten und die Freiheit zu atmen.

Eine tiefe Depression hat er später erfolgreich überwinden können. 1823 erhielt er seine Anstellung in der East India Company. Zwei Jahre später gründete er die London Debating Society. Parallel zu seinem «Brotjob» publizierte er schon eifrig in verschiedenen Zeitschriften, war Herausgeber und griff immer wieder in tagespolitische Debatten ein. Bereits als 17-Jähriger wurde er kurzfristig verhaftet, weil er Flugblätter zur Geburtenkontrolle verteilt hatte.

Mill bekannte sich in aller Klarheit zu moralischer Neutralität. Denn es gab für ihn keine einzig gültige und richtige Konzeption des guten Lebens. Sigmund Freud, der als Student einige Texte von Mill und Harriet Taylor übersetzt hatte, schrieb 1883 über ihn: «Er war vielleicht der Mann des Jahrhunderts, der es am besten zustande gebracht hat, sich von der Herrschaft der gewöhnlichen Vorurteile frei zu machen.»

Mills Leben und Denken war angetrieben von der Suche nach einem plausiblen und zugleich lebensstauglichen Konzept personaler Autonomie, am deutlichsten in «Über die Freiheit». Diese Schrift zählt ebenso wie «Die Unterwerfung der Frauen» –

eine Zivilisationsgeschichte der Macht und Herrschaft – immer noch zu den Schlüsseltexten des Liberalismus.

Das Prinzip der Wahlfreiheit

Mill vertraute auf die Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten, die jedem Individuum eigen sind. Deshalb spricht er von «Lebensexperimenten», die empirisch von jedem zu durchlaufen sind, um überhaupt ein Wissen über mögliche Konzepte des guten Lebens zu erlangen. Voraussetzung für die Herausbildung von Individualität und die Praxis eines eigenen Lebensplans ist deshalb die Freiheit eines jeden, zwischen verschiedenen Optionen unterscheiden und wählen zu können – das Prinzip der Wahlfreiheit. Und dabei keinem zu schaden – sein berühmtes Schadensprinzip.

Wenn Individuen sich um ihr eigenes Glück und Wohlergehen kümmern, nehmen sie zugleich am gattungsgeschichtlichen Fortschritts- und Erkenntnisprozess teil. Sie produzieren damit ein allgemeines und öffentliches Wissen über die Möglichkeiten des guten Lebens, über dessen Varianten dann auch lauthals gestritten werden kann. Ihre Antriebsquelle ist dabei der eigene Wunsch, ein gelingendes, glückliches Leben zu führen.

Indem die Menschen entsprechend der Vielfalt der Charaktere und Meinungen ihren eigenen Lebensplan entwerfen und ihm folgen, schaffen sie überhaupt erst die Pluralität der Lebensstile, ein Kaleidoskop von Lebensmöglichkeiten, die dann alternativ zur Wahl stehen. Gerade darin liegt die Voraussetzung für die Produktivität und Innovationskraft einer Gesellschaft. Die Menschen sind

nicht perfekt und begehen ständig Irrtümer, auch das Scheitern begleitet sie.

Mill war davon überzeugt, dass gesellschaftliche Reformen und kultureller Fortschritt einhergehen mit Selbsterziehung. Im Konzept der personalen Autonomie sah er politisch die einzig taugliche Lösung, individuelles Glück und Gemeinwohl in Einklang zu bringen. Als brillanter Kritiker von staatlichem Paternalismus und der Infantilisierung der Bürger betonte er: «Der Wert eines Staates ist auf lange Sicht nur der Wert der Individuen, aus denen er sich zusammensetzt ... ein Staat, der seine Menschen zu Zwergen macht, damit sie gefügigere Werkzeuge in seinen Händen sind, selbst für nützliche Zwecke – ein solcher Staat wird feststellen, dass mit kleinen Menschen letztlich nichts Grosses vollbracht werden kann.»

Unkonventionelle Liebe

1830 lernte John Stuart Mill die schöne, kluge und wortgewandte verheiratete Harriet Taylor in einem liberalen Salon kennen. 1831 brachte sie ihre Tochter Helen, ihr drittes Kind, zur Welt. Aus ihrer Bekanntschaft entwickelte sich alsbald eine intensive Arbeitsbeziehung, Freundschaft und Liebe – bei formeller Aufrechterhaltung der Taylorschen Ehe, was im viktorianischen England ein Skandal war. Bösartigster Klatsch begleitete das Paar auf Schritt und Tritt.

Ihr bis heute faszinierender Briefwechsel dokumentiert das Ringen um ihr Glück und ihre Liebe in einem Umfeld, das keinerlei Toleranz gegenüber dieser «Liebe zwischen zwei Gleichen» (Harriet Taylor) aufbrachte. Die Gleichberechtigung der Geschlechter und die

«Ich halte es bei jedem für vermessen, bestimmen zu wollen, was Frauen ihrer natürlichen Veranlagung nach sein oder nicht sein, tun oder nicht tun können.»

John Stuart Mill
Philosoph und Politiker

Mill und Taylor führten implizit bereits eine Unterscheidung zwischen dem biologischen («sex») und dem sozialen Geschlecht («gender») ein. Die rein körperlich-biologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen waren indes für sie keine Grundlage, daraus spezifisch maskuline oder feminine Eigenschaften abzuleiten. «Ich halte es bei jedem für vermessen, bestimmen zu wollen, was Frauen ihrer natürlichen Veranlagung nach sein oder nicht sein, tun oder nicht tun können.»

Da für Frauen in der Vergangenheit nie die gleichen Ausgangsbedingungen und Handlungsoptionen wie für Männer bestanden hätten, die Herausbildung von Fähigkeiten aber an Erfahrung, das heisst an die Möglichkeit, zu wachsen und sich weiterzuentwickeln, gebunden sei, könne eine haltbare Aussage über Frauen dazu auch nicht getroffen werden. Es ging ihnen um den Pluralismus der menschlichen Potenziale, um individuelle Selbstbestimmung, Selbstermächtigung und Wahlfreiheit der Lebensweisen.

Dieser liberale Feminismus forderte legale Reformen für die Gleichberechtigung in einer Demokratie und Gesellschaft, die das Individuum wertschätzt, dessen Freiheiten schützt und sich an den universalen Menschenrechten orientiert. Er sah sich in der Tradition der Aufklärung, der Vernunft und der Wissenschaft. Doch solch liberaler Feminismus hatte es – wie im Übrigen der Liberalismus insgesamt – in Deutschland besonders seit der Studentenbewegung 1968 schwer. Er blieb, so er überhaupt sichtbar wurde, in der Frauenbewegung ebenso minoritär wie in der akademischen Frauenforschung und später erst recht in den Gender-Studies.

Die Verabschiedung des Subjekts zugunsten von Gruppenidentitäten – der Klasse, der Rasse, des Geschlechts, später in umgekehrter Rangfolge – war von Anfang an antiliberal. Das bürgerliche Individuum und die bürgerliche Gesellschaft waren den dominanten feministischen Theorien ebenso wie vorher den marxistischen und neomarxistischen kritischen Gesellschaftstheorien mindestens suspekt, wenn sie ihnen nicht gar anachronistisch erschienen.

Neue Aktualität

Es ist seltsam, dass man 150 Jahre nach dem Tod von Mill daran erinnern muss, wie mühselig über Jahrhunderte die Selbstermächtigung der Bürger und Bürgerinnen, der Aufstieg des Individuums aus kollektiven Zuschreibungen und Zwängen war. Aus den ehemals emanzipatorischen Bestrebungen gegen Diskriminierung und für Gleichberechtigung sind jedoch identitäre Communitys entstanden, die ihre Anliegen ideologisiert haben und einen lautstarken moralisierenden Feldzug gegen die sogenannte «Mehrheitsgesellschaft» führen: Gender-Studies, Queer-Studies, Postcolonial Studies und andere Varianten der Critical-Justice-Theories liefern die Bausteine dazu.

Was die Varianten der Identitätspolitik eint, ist ihre radikale Kritik an der westlichen Moderne und deren freiheitlichen Errungenschaften. Dem Universalismus der Aufklärung setzen sie den Partikularismus und die Relativierung der Kulturen beziehungsweise den Ethnopluralismus entgegen. Anstelle einer Wertschätzung des Individuums wird das Kollektiv gefeiert. Was wir allerdings am wenigsten brauchen, sind neue Ideologien, die uns auffordern, unsere freiheitlichen Grundlagen und Werte zu verwerfen. Denn identitärer Kollektivismus, Opfer-Täter-Polarisierungen und moralisierende Schuld diskurse zerstören die Freiheit. Vor allem brauchen wir den Mut jedes Einzelnen, sozialem Konformitätsdruck zu widerstehen – auch wenn der Sog der Schweigespirale oft stärker ist.

Es ist höchste Zeit, Denkräume und Debatten wieder zu öffnen. Die grosse Krise hat erst begonnen mit dem Krieg in Europa, den Russland gegen die Ukraine und darüber hinaus gegen unseren «westlich dekadenten Liberalismus» führt. Auch deshalb ist es dringend geboten, ein breiteres Bewusstsein für die über Jahrhunderte hart erkämpften westlichen Freiheiten und ihre Zerbrechlichkeit zu schaffen. Um sie immer wieder neu zu verteidigen, empfiehlt sich die luzide Schrift «Über die Freiheit». Am 7. Mai 1873 starb Mill in Avignon und wurde an der Seite seiner Frau beigesetzt.

Auflösung der traditionellen Geschlechterordnung waren für Mill und Taylor die Voraussetzung für die Entfaltung der personalen Autonomie in einer liberalen Gesellschaft, für Wahlfreiheit und Selbstbestimmung der Individuen. Die Frauenemanzipation war für sie Bedingung und gleichermassen Resultat allgemeiner liberaler Prinzipien.

Zwanzig Jahre nachdem John Stuart Mill und Harriet Taylor sich kennengelernt hatten, starb ihr Ehemann, und sie heiratete John Stuart Mill. Das Paar blieb auch nach der Hochzeit ein Skandalpaar. Sie wollten schon länger England und dessen prude und engstirnige Gesellschaft verlassen und sich in Avignon niederlassen. Doch am 3. November 1858 starb Harriet in Avignon an einer Lungenerkrankung. Sie liegt dort begraben. Ein Jahr später erschien ihr gemeinsames Hauptwerk «Über die Freiheit».

1865 ging Mill für die Liberalen ins englische Parlament und war dort der erste Vorkämpfer für das Frauenwahlrecht. 1868 zog er sich nach Avignon zurück, in ein Haus ganz in der Nähe der Grabstätte seiner Frau. Mit seiner Stieftochter Helen Taylor arbeitete er weiter. 1869 erschien der gemeinschaftlich verfasste Essay «Die Unterwerfung der Frauen», in den grundlegende Ideen Harriet Taylors eingeflossen waren.

Sex und Gender

Faszinierend sind der moderne soziologische Blick auf die Gesellschaft und die feinsinnige Analyse von Sozialcharakteren und Geschlechterrollen. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung vornehmlich in der Kinderbetreuung spielte noch keine grosse Rolle. Doch